

## Literatur:

N. S. Baer, N. Indictor, Chemical investigations of ancient Near Eastern archaeological ivory artifacts. *Archaeol. Chem.* 2, Adv. in Chem. Ser. 138, 1974, 236–245; – R.A. Cohen, Notes on the identification, description and dating of ivory dentures. *Br. Dent. J.* 113, 1962, 259–263; – G. Fingerlin, Frühe Alamannen im Breisgau. Zur Geschichte und Archäologie des 3. bis 5. Jahrhunderts zwischen Baseler Rheinknie und Kaiserstuhl. In: H.U. Nuber, K. Schmid, H. Steuer, Th. Zotz (Hrsg.), *Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland*. Freiburger Forsch. zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschl. 1 (Sigmaringen 1990) 97 ff.; – E. Keller, Die spätrömischen Grabfunde in Südbayern. *Münchener Beitr. Vor- u. Frühgesch.* 14 (1971) bes. 106 f.; – H. Newesely, Biogene Materialien als Objekte archäometrischen Interesses. *Archäologie und Naturwissenschaften* 1, 1977, 81–84; – H. Newesely, K. W. Alt (in Vorb.) Archäometrische Bewertung von Zahnersatz des 18. Jahrhunderts im Zusammenhang mit Skelettfunden von Saint Hippolyte du Grand-Saconnex bei Genf; – D. Renner, Die durchbrochenen Zierscheiben der Merowingerzeit. *Kat. vor- u. frühgesch. Altertümer* 18 (Mainz 1970); – R. Roeren, Zur Archäologie und Geschichte Südwestdeutschlands im 3. bis 5. Jahrhundert n. Chr. *Jahrb. RGZM* 7, 1960, 214 ff. bes. 231 f.; – H. Schach-Dörge, Frühalamannische Funde von Lauffen am Neckar. *Fundber. Bad.-Württ.* 6, 1981, 615 ff.

## Dank

Unser Dank gilt Dr. J. Wahl, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Abteilung Osteologie in Hemmenhofen, für die Gelegenheit zur Bearbeitung des Skelettmaterials und den Studenten des anthropologischen Seminars für deren sorgfältige Durchsicht der Skelettreste, ohne die das Elfenbeinfragment nicht entdeckt worden wäre.

St. Kaltwasser

## Spätmittelalterliche Keramik aus Staufen/Breisgau

Seit Mitte des 15. Jahrhunderts ist das sogenannte „Stubenhaus“ in Staufen bekannt. Eine Urkunde des Klosters St.Trudpert vom 24. 7. 1436 berichtet über den Verkauf eines Hauses zu Staufen „gegenüber der Trinkstube“ an den Seiler Hans Heyden. Eine zweite Erwähnung des Hauses findet sich im Jahre 1525; in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wird an der Stelle des alten Gebäudes ein neues errichtet. Dieses wird im oberen Stockwerk bis in die Zeit des 30jährigen Krieges von der Stauffer Stubengesellschaft als Trink- und Versammlungsraum genutzt, während das Erdgeschoß zumindest zeitweilig als Fruchtspeicher dient. Die Stubengesellschaft selbst wird 1543 erstmalig urkundlich faßbar, dürfte aber zuvor schon einige Zeit bestanden haben. Nach ihrer Auflösung durch die Folgen des 30jährigen Krieges verkommt das Gebäude zusehends, wechselt einige Male den Besitzer und wird schließlich gegen 1800 bis auf die Umfassungsmauern abgebrochen und neu ausgebaut.

Das Stubenhausgebäude aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts war mit der Rückwand auf der Stadtmauer sitzend errichtet worden. Ob diese Situation dem Vorgängerbau entspricht, konnte bisher nicht geklärt werden. Offen ist auch die Frage nach der Baugeschichte der Häuser rings um das Stubenhaus. Ursprünglich stand das Gebäude frontseitig direkt am Marktplatz. Erst im 17. und 18. Jahrhundert, als das Stubenhaus seine Bedeutung längst verloren hatte, wurde der Marktplatz verkleinert, eine Häuserreihe schob sich vor das Stubenhausareal und ließ dieses zum Hinterhaus werden.



Lageplan des Stubenhausareals, Staufen/Breisgau

Die aus den Urkunden zu erschließenden Baudaten werden durch die 1986 und 1988 durchgeführten dendrochronologischen Untersuchungen an einigen an der Hauptstraße gelegenen Häusern unterstützt. Während als frühestes Datum das Jahr 1429/30 an einem Sturzbalken im Stubenhaus ermittelt wurde – eine zweite Probe ergab das Jahr 1671 – waren alle aus der vorderen Häuserzeile entnommenen Proben erheblich jünger.

Die in ihrer Grundsubstanz unverändert gebliebene Hausfassade am Stubenhaus sollte 1987 im Rahmen einer Neugestaltung des Innenhofareals erstmalig wesentlich verändert werden. Die Pläne sahen eine Absenkung des Hofniveaus um etwa 40 cm vor, die Hausfundamente sollten mit Beton unterfangen werden. Im Rahmen dieser umfangreichen Baumaßnahmen bot sich auch die Möglichkeit einer archäologischen Sondierung im Innenhofgelände. Allerdings wurden die archäologischen Erwartungen durch die Rahmenbedingungen für diese Untersuchungen erheblich gedämpft: zwar waren die Baumaßnahmen rechtzeitig dem Landesdenkmalamt bekannt gegeben worden, der Umfang und der Ablauf der auf insgesamt drei Monate verteilten Bauetappen entbehrte jedoch einer gemeinsamen Absprache. In der Folge ergab sich für das archäologische Interesse die überaus unbefriedigende Situation, letztendlich keine der offenstehenden Fragen klären zu können, da für den Bereich des Innenhofes keine Stratigraphie erarbeitet werden konnte. Die archäologische Erkenntnis beschränkt sich daher auf das zutage geförderte keramische Material, dessen Aussagekraft über den Charakter eines gut lokalisierbaren Lesefundes nicht hinausgeht. Trotz dieser erheblichen Einschränkungen soll im Folgenden diese Keramik vorgestellt werden, da sich sowohl anhand des gegebenen Formenbildes, als auch durch die vertretenen Warenarten einige Fragen diskutieren lassen, die für die Datierung und das Gesamtbild der Keramik des ausgehenden Mittelalters am südlichen Oberrhein doch von nicht geringem Interesse sind. Der Fortgang der Stadtgrabungen des Landesdenkmalamtes in Freiburg und das dadurch allmählich in festere Konturen zu fassende Keramikbild im Breisgau, an dem ich zur Zeit im Rahmen eines Auswertungsprojektes arbeite, können nun zur Grundlage für eine Fundbetrachtung dienen, die 1988 lediglich unter Einbeziehung der nordschweizerischen Forschung diskutierbar war, da sich einige Fragen mangels Vergleichsmöglichkeit zur breisgauischen (und zur elsässischen) Nachbarschaft noch gar nicht ergaben.

### Die Fundsituation

Das Fundmaterial, zum überwiegenden Teil Geschirrkernik, stammt aus dem Aushub einer Grube (1,20 m auf 1,40 m) an der Nordostecke des Innenhofes des Stubenhausareals. Die Tiefe der Grube betrug etwa 60 cm nach Abtrag des um rund 40 cm abgesenkten Hofniveaus. Die Funde entstammen durchweg dem oberen Drittel der Grube. Insofern muß damit gerechnet werden, daß ein Teil des Fundmaterials bereits vor der Sondage verloren ging. Ein kleinerer Anteil wurde aus einem drei bis vier Meter langen Rohrgraben, der längs der Ostseite des Hofes zur oben genannten Grube führt, geborgen. Das Fundgebiet der etwa 1000 Scherben lag somit zwar in der Nähe des Stubenhauses, die Funde können aber nicht gesichert mit einer bestimmten Bauphase des Stubenhauses oder dessen Vorgängers in Verbindung gebracht werden. Die Stelle liegt zwar peripher, aber doch noch auf dem Gelände des ehemals bis an das Stubenhaus heranreichenden Marktplatzes. Die Grube stößt unmittelbar an die Rückfront des Vorderhauses, dessen Baudatum nicht gesichert ist, jedoch nach den ermittelten Dendrodaten als erheblich jünger als das Stubenhaus gelten kann.

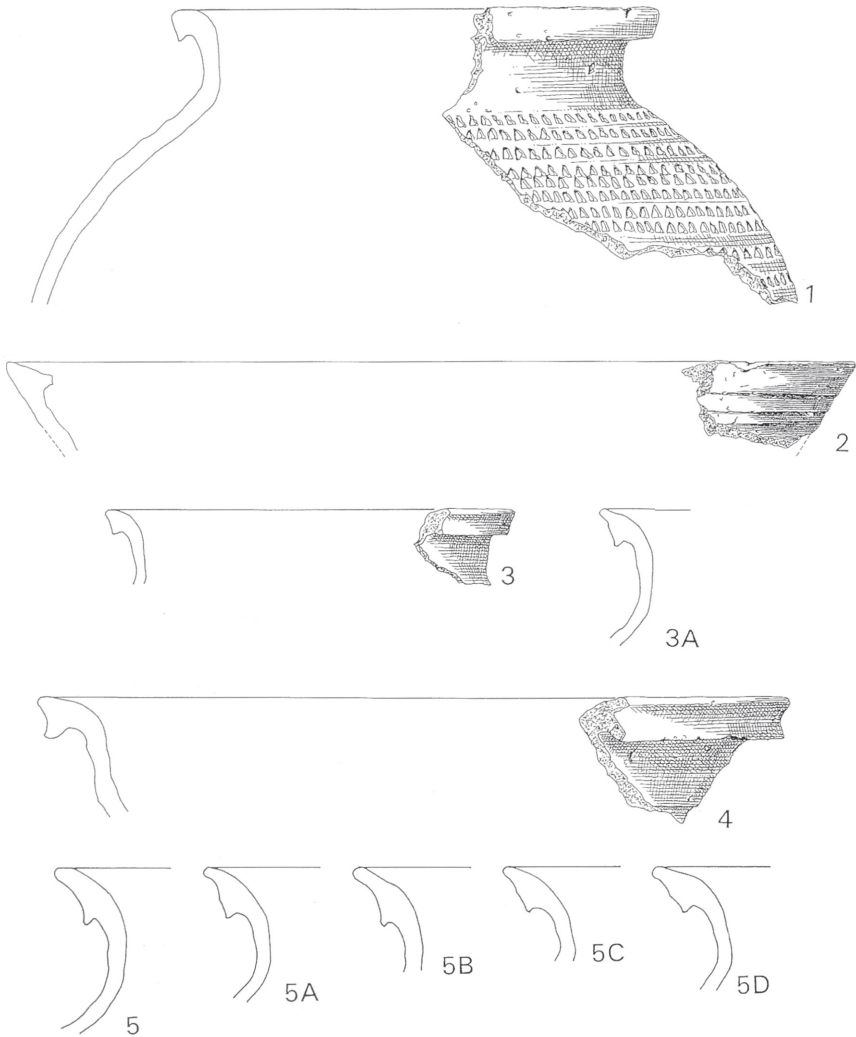


Abb. 1–5d: Reduzierend gebrannte Ware des ausgehenden 13. Jh. bis Ende 14. Jh.; Abb. 2: Schüssel mit innen unterschrittenem Rand, 2 Maßstab 1:4, alle anderen Abb. Maßstab 1:2

### Die Keramik

Die Keramik umfaßt etwa 900 bis 1000 Teile. Sie ist mäßig zerscherbt, selten finden sich sehr große Stücke, die über die Gesamtform sofort Auskunft geben würden. Das Material insgesamt ist jedoch nicht so kleinteilig, wie dieses in den Mittelalterhorizonten der Freiburger Stadtgrabungen der Fall ist. Insofern kann von einer nur geringen Umlagerung des einmal zum Abfall gelangten Keramikmaterials ausgegangen werden. Etwa 60% der Scherben gehörten der reduzierend gebrannten jüngeren Drehscheibenware des ausgehenden 13. und frühen 14. Jhs. an. Nachgedrehte Varianten fanden sich nicht. Der Rest der Keramik ist oxidierend gebrannt und größtenteils innen glasiert (14. und 15. Jh.); nur etwa zwanzig Stücke tragen die Glasur auf einer weißen Engobe. Etwa 2/3 der Keramik stammen aus dem Aushub der Grube, der Rest aus dem zur Grube führenden Rohrgraben. Die

Anteile der Warenarten sind jeweils gleich. Der Anteil an Ofenkacheln beträgt nur zehn Scherben (zumeist Becher und Napfkacheln), daneben gibt es noch drei Fragmente reduzierend gebrannter Röhren.

### Töpfe

Den größten Anteil an den bestimmaren Warentypen haben die Töpfe mit Leistenrändern. Die vollständige Form ließ sich nur bei einem einzigen Exemplar rekonstruieren (Abb. 6). Allerdings lassen sich durch das ausschließliche Vorkommen von ebenen Standböden und einer größeren Anzahl von Rändern und verzierten Wandscherben die Gefäßtypen gut eingrenzen. Die kurzen und scharf unterschnittenen Ränder sind seltener gegenüber den teils langgezogenen, mehr oder weniger stark nach außen biegenden, am Abschluß oft leicht verdickten und ebenfalls scharf unterschnittenen. Einige Ränder haben

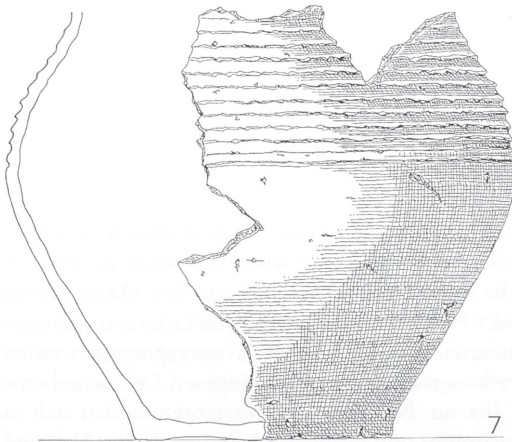


Abb. 6 und 7: Reduzierend gebrannte Ware, Mitte bis Ende 14. Jh. Maßstab 1:2

einen Deckelfalz. Die Töpfe haben zumeist längere Halspartien, wodurch ihre Formen eher schlank wirken. Die Verzierung besteht, mit zwei Ausnahmen, durchweg aus teils schmalen, eng umlaufenden Rillen, teils breiteren Wellen im Schulter-Bauch-Bereich. Zwei Gefäße mit kurzen Rändern sind in dichtfolgenden Reihen kerbverziert (in Dreiecksformen). Bei einigen Töpfen endet die Verzierung mit einer deutlich erhabenen Abschlußleiste. Zwei Gefäße weichen von den beschriebenen Formen ab: Die Schulterpartie geht praktisch ohne Halsbereich zum Rand über. Die innen gekehlten Ränder sind kurz und schräg nach außen gezogen. Die Gefäße sind dünnwandiger als die Töpfe mit Leistenrand (Abb. 25, 26). Eine weitere Ausnahme bildet ein besonders schlankes, vasenähnliches Gefäß (Abb. 9). Da die Form nur sehr bruchstückhaft rekonstruierbar ist, kann nicht ausgeschlossen werden, daß die rillenverzierten Wandstücke zu einer Kanne gehören.

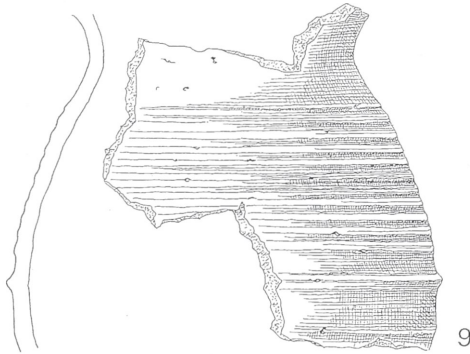


Abb. 8 und 10: Bodenformen reduzierend gebrannter Ware, ausgehendes 13. Jh. und 14. Jh.  
Abb. 9: Fragment eines schlanken, reduzierend gebrannten Gefäßes, Kanne oder hoher Topf mit weit-  
ausgreifender Randpartie? Maßstab 1:2

Generell ist die Ware hart, zum Teil klingend hart gebrannt, geglättet, in einigen Fällen außen leicht geschlickert, um die teilweise groben und brekziösen Magerungspartikel auszugleichen. Der Scherbenbruch ist kantig. Die Gefäßgröße läßt sich nur in sehr wenigen Fällen ermitteln. Die Durchmesser der Öffnungen betragen in der Regel 13 bzw. 16 oder 20 cm. Die Farbe der Gefäße variiert zwischen dunklem und hellem Grau, gelegentlich treten leicht oxidierend gebrannte Stellen am Gefäßkörper oder im Scherbenbruch zutage. Eine Besonderheit bilden zwei reduzierend gebrannte Scherben mit grüner Glasur (Abb. 16a).

Die oxidierend gebrannten Töpfe sind von der Form und der Verzierung gleich. Da der Anteil an Randscherben geringer als bei den reduzierend gebrannten Gefäßen ist, lassen sich die Formen nur beschränkt erfassen (Abb. 28, 30, 30a-c). Es gibt sowohl einfache unter-

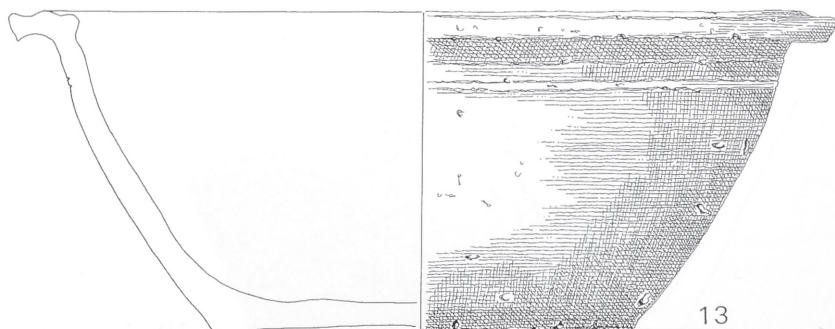
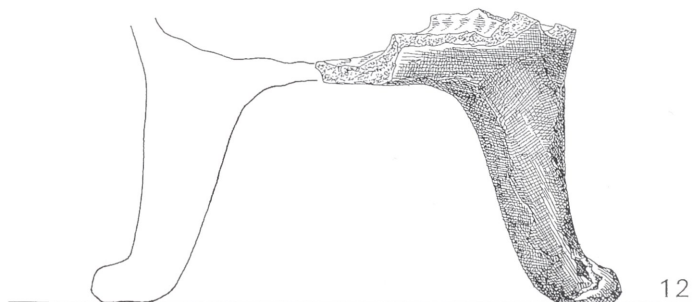
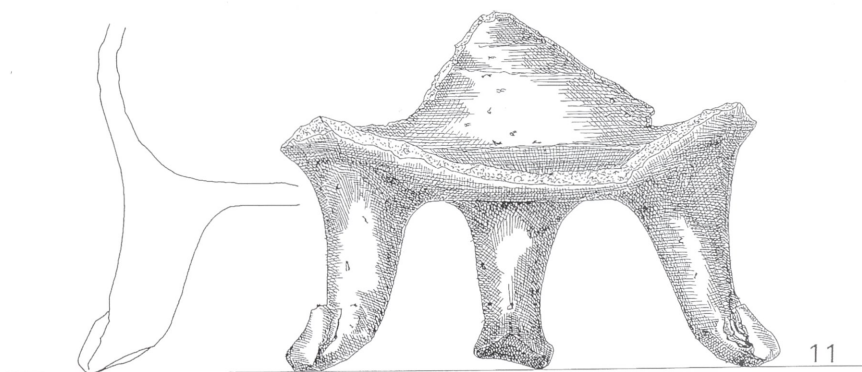


Abb. 11: Reduzierend gebrannte Dreifußpfännchen

Abb. 12: Fragment eines oxid. gebr. Pfännchens

Abb. 13: Reduzierend gebrannte Schüssel. Maßstab 1:2

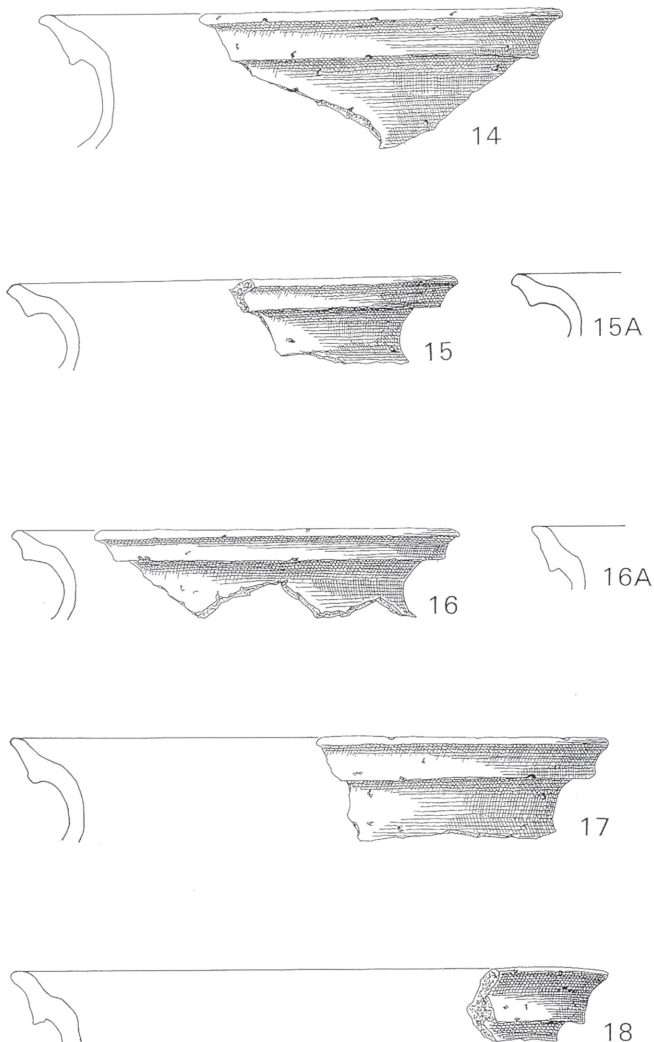


Abb. 14–18: Randformen reduzierend gebrannter Töpfe. Abb. 16a grünglasiert auf der Innenseite.  
Maßstab 1:2

schnittene Ränder, als auch Karniesränder, letztere meistens glasiert. Die Glasuren (ausschließlich Bleiglasuren) sind zumeist transparent, oft nur den Hals-Schulter-Bereich erfassend, aufgetragen, helle Brauntöne überwiegen, gelegentlich zu braunoliv hin tendierend. Die wenigen Scherben mit auf Engobe aufgetragener grüner Glasur lassen sich keiner Gefäßform zuordnen.

#### Deckel

Die Deckel sind gleichermaßen, ob reduzierend oder oxidierend gebrannt, Flachdeckel mit seitlich angesetzten Halteösen (Abb. 19). Die Oberflächen sind breit gewellt, die Unterseite rau, die Form wirkt insgesamt schwer und massig. Oxidierend gebrannte Deckel mit zylindrischem Griff fehlen hier zwar, sind jedoch als Lesefund aus Staufen (Burg) bekannt.



## Schüsseln

Die vorhandenen Schüsseln sind überwiegend reduzierend gebrannt, die Form und Größe der einzelnen Stücke variiert sehr stark, allerdings ist keine Form so vollständig, daß von henkellosen Formen ausgegangen werden muß (Abb. 2, 13). Das einzige oxidierend gebrannte Exemplar (Abb. 27) gleicht in Größe und Randform der reduzierend gebrannten Schüssel auf Abbildung 13.

## Dreifußgefäße

Mindestens drei Gefäße dieses Typus konnten nachgewiesen werden. Es handelt sich jeweils um kleine Dreifußpfannen, die nur teilweise ergänzbar sind (Abb. 11, 12, 31). Bei dem reduzierend gebrannten Pfännchen (Abb. 11) sind nur die drei Beine mit umgelappten Fußenden sowie der Boden und ein kurzes Wandstück vorhanden. Danach hat das Gefäß einen bauchigen Körper; die Randpartie ist nicht erhalten. Leider war kein Randstück und

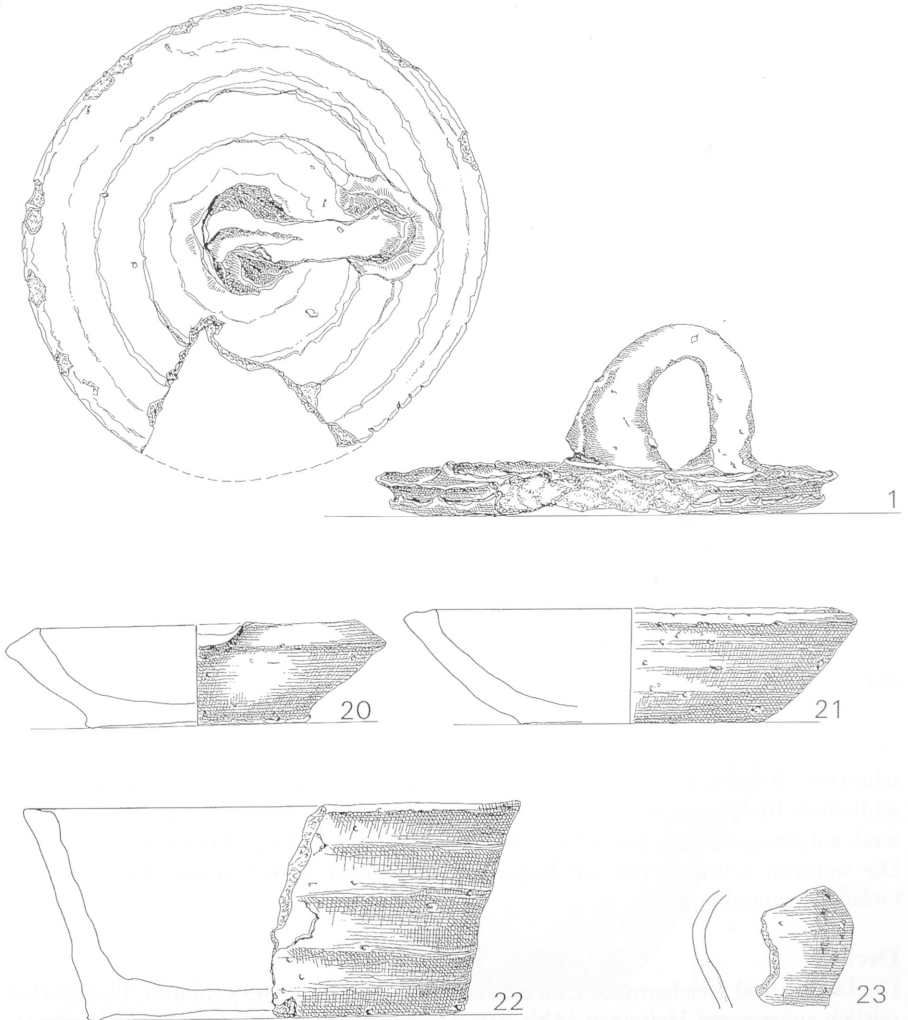


Abb. 19–23: Deckel und Sonderformen. Abb. 20 und 21 Öllämpchen, Abb. 22 Napfkachel, reduzierend gebrannt, Abb. 23 Fragment einer Spardose, oxidierend gebrannt. Maßstab 1:2

keine Tülle unter dem Fundgut, somit ist die Handhabe des Pfännchens nicht exakt zu bestimmen. Ein zweites, oxidierend gebranntes Exemplar (Abb. 12) ist nur durch einen Fuß und ein Bodenteil, sowie ein eventuell zum Gefäß gehörendes Tüllenteil vertreten. Besser rekonstruierbar ist ein oxidierend gebranntes und braunoliv glasiertes Pfännchen mit ebenfalls gelappten Fußenden (Abb. 31). Der Rand mit Innenkehlung ist leicht nach außen gebogen. Ein Tüllengriff ist anzunehmen.

### Krüge/Kannen

Abgesehen von der Möglichkeit, daß sich hinter der Form Abb. 24 eine Kanne verbirgt, gibt es nur einen sicheren Vertreter dieses Typs (Abb. 29). Es handelt sich um eine ritzenverzierte, oxidierend gebrannte Kanne mit randständigem Bandhenkel und Deckelfalz. Die Gefäßhöhe ist nicht bekannt.

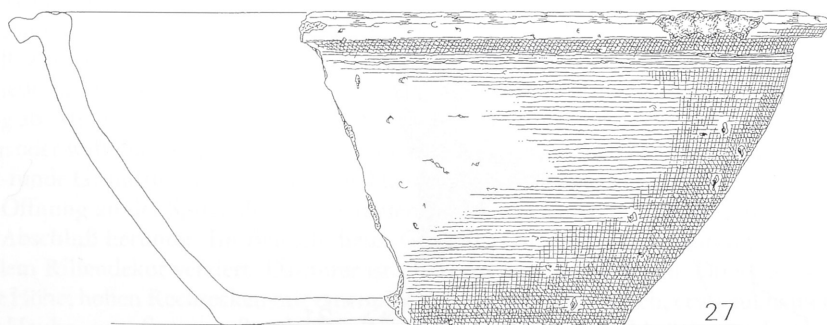
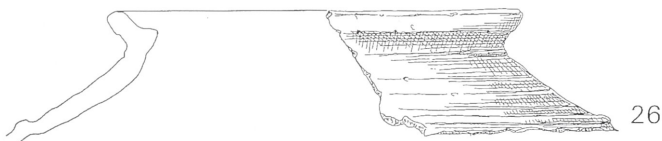
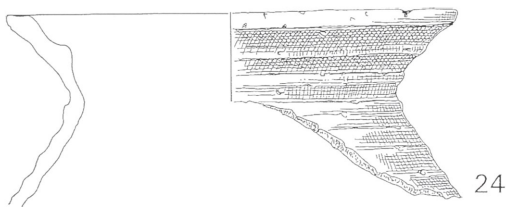


Abb. 24: Reduzierend gebrannter Topf (vgl. 9), Abb. 25 u. 26: reduzierend gebrannte Töpfe mit Innenkehlung, 14. Jh., Abb. 27: Schüssel, oxidierend gebrannt. Maßstab 1:2

## Sonderformen

Als weitere keramische Formen sind Fragmente reduzierend und oxidierend gebrannter Öllämpchen und Wandscherben von oxidierend gebrannten Spardosen anzuführen. Neben diesen für hoch- und spätmittelalterliche Fundkomplexe typischen Irdenwaren bietet das Staufener Material noch eine Besonderheit, für die es bisher am Oberrhein kein vergleichbares Stück gibt und für die ich bisher auch keinerlei literarische Belege finden konnte. Der im Folgenden als „Haube“ angesprochene Gegenstand – ohne dabei eine endgültige Definition vorwegnehmen zu wollen – ähnelt in seiner Form einem Bienenkorb (Abb. 32) mit den Abmessungen: Höhe 32 cm, Breite am Boden 47 cm. Die Haube ist leider nur bis zur Hälfte rekonstruierbar, jedoch ergibt sich aus den vorhandenen Teilen der Hinweis auf einen nicht kreisrunden, sondern eher elliptischen Grundriß. Die Spur eines etwa zehn Zentimeter hohen Formrings, in dem mit dem Aufbau der Haube begonnen wurde, zeichnet

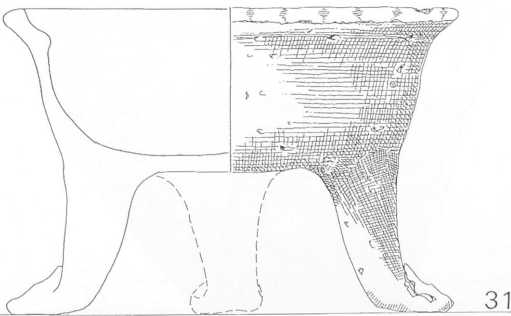
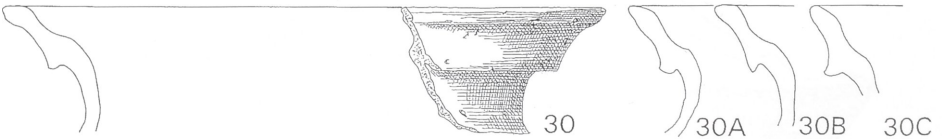
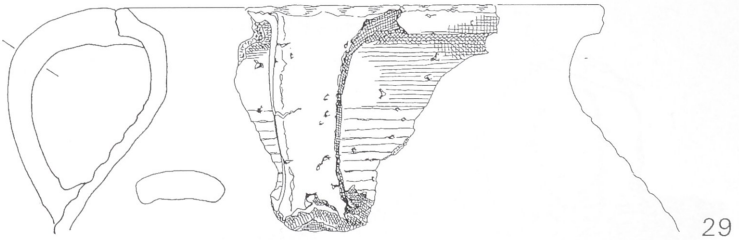
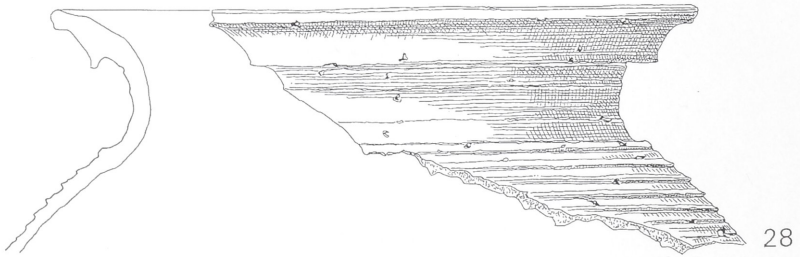


Abb. 28–31: Oxidierend gebrannte Waren, Abb. 31: Dreifußpfännchen, Innenglasur. Maßstab 1:2



Abb. 32: Tonhaube, rekonstruiert, reduzierend gebrannt, Höhe 32 cm, Breite 47 cm. Foto: Schreiber

sich deutlich an deren unteren Partien ab. Der Übergang zur Kugelform tritt etwas über das obere Ende des Formringes nach außen, so daß sich die weiteste Stelle der Haube zirka zwölf Zentimeter über dem Boden befindet. Sie dann stetig nach innen verengend, schließt die Haube mit einer neun Zentimeter großen, mit einem Zierwulst versehenen Öffnung ab. Möglicherweise hat sich nach dem Entfernen des Formringes beim Transport zum Ofen oder während des Brennens die einst runde Form doch noch verzogen, so daß der länglich-runde Grundriß zustande kam; die Haube ist ansonsten sehr sorgfältig gearbeitet. Von der Öffnung an der Spitze der Haube laufen 7 bis 8 cm lange Girlanden mit Blattmuster am Abschluß herunter. Im Bereich dieser Girlanden ist die Haube zusätzlich mit umlaufendem Rillendekor verziert. Darunter ist die Form durchbrochen von Dreiecken auf gleicher Höhe, hohen Rechtecken mit einem Mittelsteg, und schließlich, etwa auf halber Höhe der Haube, von fingergroßen kreisrunden Löchern. Alle Durchbrüche sind mit einem scharfkantigen Gerät mit glatten Flächen von außen nach innen gearbeitet. Die Oberfläche ist zudem mit einzeln umlaufenden, erhabenen Riefen unterteilt. Die Wandstärke beträgt

bis etwa zum Beginn des oberen Viertels 0,8 bis 1,0 cm, um dann leicht abnehmend mit 0,5 cm in die Deckenöffnung überzugehen. Der verwendete Ton ist mäßig mit Feldspat und milchigem Quarz gemagert, zeigt einen schiefrigen Bruch bei hartem und gleichmäßigem Brand in reduzierender Atmosphäre.

Über die Funktion und die Handhabe der Haube lassen sich gegenwärtig nur Vermutungen anstellen. Als sicher kann gelten, daß es sich bei dem rekonstruierten Teil der Haube um die Hälfte eines ganzen Stückes handelt und nicht um das dann nahezu vollständige Stück einer als Halbkugel gefertigten Form, welche etwa als Zierhaube, mit dem Rücken in einer Wand befestigt, denkbar wäre. Auf der Innenseite der Haube gibt es nur an den ersten fünf bis acht Zentimetern des am Boden aufstehenden Teiles Spuren einer nicht sehr intensiven Feuereinwirkung, am gesamten Restkörper zeigen sich keine auffälligen Brand- oder Rußspuren. Trotzdem liegt die Vorstellung nahe, daß es sich bei der Haube um eine Vorrichtung handelt, mit der auf offenem Herd entweder nur Glut zusammengehalten werden konnte oder energiesparend Garprozesse stattfinden konnten. Eine Funktion im handwerklichen Bereich ist dabei nicht auszuschließen. Für diese Überlegungen sprechen die zahlreichen, jedoch klein gehaltenen Öffnungen im oberen Bereich, mit denen gleichzeitig auch die einmal heiß gewordene Haube mit Hilfe eines Stabes oder Hakens angehoben oder entfernt werden konnte. Denkbar wäre auch eine Funktion zur ungeziefergeschützten Bevorratung von Nahrungsmitteln, die nicht luftdicht gelagert werden sollen; allerdings spricht die Größe der Öffnungen an der Haube gegen eine solche Verwendung. Möglicherweise ist die Haube nach sehr kurzem Gebrauch zu Bruch gegangen, da sie nur wenige Abnutzungsspuren aufweist. Eine Datierung ist nach den gegebenen Umständen nicht möglich. Trotz dieser Überlegungen bin ich sehr an weiteren Denkmodellen oder Literaturhinweisen über gleiche oder ähnliche Formen interessiert, die geschätzte Leserschaft sei hierzu aufgerufen.

### Die Staufener Funde im Keramikkontext des Breisgaus

Dem Keramikfund aus dem Staufener Stubenhaushofgelände kann trotz der desolaten Fund- und Dokumentationsumstände ein gewisser wissenschaftlicher Reiz nicht abgesprochen werden. Staufen bildet nach dem derzeitigen Stand der Keramikforschung am südlichen Oberrhein nicht nur die geographische Mittelstation zwischen Basel und Freiburg. Verschiedene in Staufen vertretene Keramiktypen sind in Freiburg fremd, für Basel zumindest untypisch. Am ehesten reihen sich die reduzierend gebrannten Töpfe in das bisher bekannte Bild Basels und Freiburgs ein. Überraschend ist das Vorkommen innen glasierter, reduzierend gebrannter Ware. Es handelt sich zwar nur um zwei Scherben, verglichen zur Freiburger Situation läßt sich jedoch feststellen, daß Bleiglasuren auf reduzierend gebrannter Ware mit nur ganz geringer Ausnahme (bisher nur fünf Scherben) ausschließlich auf die Funde aus der Augustinerklostergrube beschränkt waren. Bei dem in Staufen geborgenen Randstück (Abb. 16a) handelt es sich um einen Typ, der im allgemeinen mehr bei den oxidierend gebrannten Warenarten vertreten ist und in eine Zeit datiert werden kann, in der zwar Innenglasuren an Töpfen sehr häufig sind (Ende 14. Jh.), reduzierend gebrannte Ware aber immer seltener und vor allem, wie das Freiburger Beispiel zeigt, nicht mehr glasiert wird. Die Freiburger Glasuren auf reduzierend gebrannten Gefäßen beschränken sich auf die Typen mit einfachen Leistenrändern.

Eine weitere Eigenart des Staufener Materials sind die ebenfalls reduzierend gebrannten Schüsseln. In Basel wie Freiburg gleichermaßen selten anzutreffen, finden sich in Staufen gleich drei verschiedene Vertreter. Während sich in Freiburg sehr bald die Form der Henkelschüsseln, in der Regel oxidierend gebrannt und schon früh glasiert, durchsetzt, scheint man in Staufen noch länger die reduzierend gebrannte Variante vorzuziehen, allerdings bei modischer Gestaltung der Randprofile.

Die Vorliebe für die graue Ware ist auch bei den Dreifußpfannen festzustellen, eine Warenart, die in Freiburg ebenso wie die Grapen vollständig ausfällt und nur oxidierend gebrannt vorkommt. Da reduzierend gebrannte Dreifußgefäße auch in der Nordschweiz nicht sehr häufig sind, legt die Freiburger Situation den Schluß nahe, daß hier noch sehr lange von den metallischen Vorbildern für die spätere Irdenware Gebrauch gemacht wurde. Der von U. Groß (1991, S. 120ff) vermerkte regionale gegenseitige Ausschluß der Formen Dreifußpfanne und Dreifußtopf ist im Breisgau nicht festzustellen. Beide Formen treten anscheinend spät, aber dann zusammen als Irdenware auf. Möglicherweise liegt hierin der Grund für das am südlichen Oberrhein feststellbare lange Fortbestehen der Linsenböden bei den reduzierend gebrannten Töpfen. Sie könnten sich als Formersatz für Grapen auf eisernen Dreifußfeuerringen (daher archäologisch schlecht faßbar) längere Zeit erhalten haben. Die Stauffer Dreifußpfanne ist deshalb entweder als eine Ausnahme anzusehen oder aber sie ist ein weiterer Ausdruck der örtlichen Vorliebe für die graue Ware, entspricht aber den oxidierend gebrannten, zeitlich späteren Pendants in Freiburg.

Betrachtet man die vertretenen reduzierend gebrannten Töpfe als chronologische Orientierung für die in reduzierender Brandatmosphäre hergestellte Schüssel (Abb. 2) und das ebenfalls reduzierend gebrannte Dreifußgefäß (Abb. 11), so stellt sich die Frage, warum gerade diese, am südlichen Oberrhein bisher ausgebliebenen Formen in Staufen gleich mehrfach vorkommen und sich erst bei der typischen Geschirrkemik der nachfolgenden Epoche auf die allgemein vorzufindenden prozentualen Anteile reduzieren. Ich meine daher eher, von dem besonderen Fall einer „verspäteten“ Modeübernahme ausgehen zu dürfen, welche sich in der Vorliebe für dunkle Keramik ausdrückt. Würden die beschriebenen Typen in oxidierend gebrannter Form vorliegen, würde man nicht auf die Idee einer chronologischen Dissonanz kommen. Für die weitere Keramikforschung am südlichen Oberrhein bedeutet diese Beobachtung, daß bei der Zuhilfenahme von Standardtypen für die Chronologie der Formenschatz nicht als Indiz für eine Einheitlichkeit gelten kann.

#### Literatur:

- U. Groß, *Mittelalterliche Keramik zwischen Neckarmündung und Schwäbischer Alb. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg*, Band 12, Stuttgart 1991. – S. Kaltwasser, *Auf den Spuren mittelalterlicher Keramikglasur – glasierte Geschirrkemik des Freiburger Augustinereremitenklosters. Archäologische Nachrichten aus Baden* 45, 1991, 33–43. – M. Untermann, *Freiburg im Breisgau. Archäologische Beobachtungen zur Genese einer süddeutschen „Gründungsstadt“ des frühen 12. Jahrhunderts*; In: *Urbanism, Preprinted Papers Volume 1, Medieval Europe* 1992, York, England, 228–238.